



HANS-JOACHIM HÖHN

Das Leben in Form bringen

Konturen einer neuen Tugendethik

HERDER

Hans-Joachim Höhn

Das Leben in Form bringen

Konturen einer neuen Tugendethik

HERDER 

FREIBURG · BASEL · WIEN



MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411

© Verlag Herder GmbH, Freiburg im Breisgau 2014
Alle Rechte vorbehalten
www.herder.de

Umschlaggestaltung: Verlag Herder
Umschlagmotiv: © grgroup/123RF Stock Photo

Satz: Barbara Herrmann, Freiburg
Herstellung: CPI books GmbH, Leck

Printed in Germany

ISBN 978-3-451-34035-2
E-ISBN 978-3-451-84035-7

Inhalt

Vorwort	9
I. Zeitdiagnose:	
Das Leben gut sein lassen!?	13
1. „Mach’s gut!“	
Mit einem Imperativ leben	13
1.1 Geht’s gut?	
Leben im Widerstreit von Leben und Tod	18
1.2 „Auf geht’s!“	
Vom guten Leben im richtigen	21
2. „So geht’s nicht!“	
(K)ein eigener Mensch sein können	27
2.1 Eigenes Leben?	
Individualisierung und Vergesellschaftung	30
2.2 Freies Leben?	
Zumutungen und Überforderungen	33
3. „Es geht doch!“	
Ermutigungen und Versprechungen	36
II. Sich auf das Leben einlassen:	
Anthropologie als Existentialpragmatik	45
1. Dasein – Sprache – Vernunft:	
Existentialpragmatische Anthropologie	47
2. Was es heißt, in der Welt zu sein:	
Existenz und Relation	54
2.1 Elementar:	
Selbst und Andersheit	56
2.2 Unabstreifbar:	
Zeit und Raum	61

2.3	Unabdingbar: Sprache und Bedeutung	63
2.4	Unhintergebar: Existenziale relationalen Daseins	66
2.5	Unabweisbar: Gefühle und Stimmungen	71
3.	Etwas aus sich machen: Limitationen des Daseins – Konturen der Vernunft	78
3.1	Endlich: Dasein am Limit	79
3.2	Basal: Weltbezüge – Handlungsinteressen – Werte	82
3.3	Regulativ: Rationalitätstypen und Reflexionsstufen	87
3.4	Normativ: Ethische Reflexionslogik	89
3.5	Operativ: Praktische Vernunft und vernünftige Praxis	95
3.6	Emergent: Natur – Kultur – Daseinsakzeptanz	101
III.	Ein eigener Mensch sein: Ethik der Lebenskunst	109
1.	Perspektivenwechsel: Ethik im <i>cultural turn</i>	110
2.	Mensch sein können: Existentialpragmatik – Tugendethik – Lebenskunst	112
2.1	Haltungen, die Halt geben? Kritik und Aktualität klassischer Tugendkonzepte	116
2.2	Widerstrebendes in Balance bringen: Konturen einer existentialpragmatischen Tugendethik	124
2.3	Moralische Intelligenz: Die Vernunft der Tugenden	129
2.4	(K)eine Gefühlssache? Ethik und Lebenskunst	139

3.	Wofür der Mensch nichts kann: Anfang und Ende der Moral	149
3.1	„Nichts zu machen“? Bestreitungen moralischer Autonomie	150
3.2	„Gut genug“ Sinnbedingungen eines guten Anfangs	155
3.3	„Inakzeptabel“ Das Leben annehmen – dem Unannehmbaren zum Trotz	157
3.4	Wollen ohne Können: Überforderte Vernunft?	158
IV.	Was sollen wir tun? – Was dürfen wir hoffen? Die Moral der Transzendenz	161
1.	Ethik im <i>religious turn</i> : Über die Vernunft hinaus?	162
1.1	Prekäre Beziehungen: Religion und moralische Autonomie	165
1.2	Kritische Koexistenz: Religion, Vernunft und Moral	173
2.	Rettende Aneignung? Ethik und Eschatologie	179
2.1	Beeil dich! Der Anspruch des kinetischen Imperativs	182
2.2	Moralität und Endlichkeit: Im Widerstreit von Vernunft und Zeit	191
2.3	Endlich leben: Die Moral der Hoffnung – die Hoffnung der Moral?	195
2.3.1	Hoffnung im Widerstreit: Über die Wirklichkeit hinaus – an der Realität vorbei?	196
2.3.2	Dem Misslingen die Stirn bieten: Hoffnung als Postulat der Vernunft	199
3.	Transzendenz und Moral: Ethik in theologischer Perspektive	209

V.	Epilog: ... und am Ende ein gnädiger Tod?	219
	Auswahlbibliographie	227

Vorwort

„Na, dann mach's mal gut!“ – Mit diesem Satz enden oft Abschiedsszenen. Dabei gibt ein Wort das andere: „Ja, du auch – mach's gut!“ Danach trennen sich die Wege zweier Menschen. Andernorts und je für sich wollen sie etwas Neues anfangen. Sie setzen darauf, dass es ihnen dabei gut (er)gehen wird. Aber in ihren Abschiedsworten steckt auch eine Warnung: Ohne eigenes Zutun wird nichts Gutes aus diesem Anfang werden.

Eine solche Warnung auch an den Beginn einer längeren Abhandlung zu Schnittstellen zwischen Anthropologie und Ethik zu setzen, ist riskant. Sie weckt die Befürchtung, sich der strapaziösen Lektüre eines komplizierten Textes stellen zu müssen. Darum sei gleich eine Entwarnung erteilt. Das Thema der folgenden Erörterungen lässt sich recht einfach bestimmen: Es geht um die Frage, wie man es am besten anstellt, auf menschliche Weise am Leben zu sein. Wie man dies bewerkstelligt, ist allerdings nicht nur eine Angelegenheit der richtigen Praxis. Man muss vorher wissen, was man will und wie man's macht. Zur richtigen Praxis anzuleiten, setzt daher durchdachte Anleitungen voraus. Diese zu durchdenken, verlangt Kopfarbeit, deren Ergebnis eine möglichst gute Theorie sein sollte. Für Theorie und Praxis ist dieselbe Frage zentral: Was kann ein Mensch tun, damit es ihm gut geht und sein Dasein möglichst gut ausgeht?

Auf einfache Fragen sind jedoch nur selten einfache Antworten möglich. Bei der Erkundigung nach einem guten Ausgang menschlichen Daseins ist dies nicht anders. Denn hier verläuft in Theorie und Praxis der Weg zu einem guten Ende nicht geradeaus. Mit unpassierbaren Abschnitten und Sperrungen ist zu rechnen. Oft sind Um- und Irrwege nicht zu unterscheiden. Man muss sich darauf gefasst machen, unterwegs merkwürdige Bekanntschaften zu machen und unliebsame Überraschungen zu erleben. Und immer wieder wird man die Route überprüfen, vielleicht sogar korrigieren müssen. Planung und Durchführung dieser Studie zu den Bedin-

gungen und Umständen ethischer Lebenskönnerschaft machen davon keine Ausnahme – und bei der Lektüre dieses Buches wird es auch nicht anders sein.

Am Anfang stehen zeitdiagnostische und kulturkritische Beobachtungen zum Versprechen der Moderne, dass mit ihr die Zeit gekommen sei, in der es leicht falle, ein eigener Mensch zu sein (I.). Da es mit der Einlösung dieses Versprechens Schwierigkeiten gibt, bieten sich seit geraumer Zeit Anleitungen zur Lebenskunst als Problemlöser an. Sie wenden sich an Menschen, die angesichts politischer Unübersichtlichkeit und wirtschaftlicher Unsicherheit zum Trotz, aber auch im Wissen um tiefe Risse in ihrer Biographie das Projekt eines selbstbestimmten und sinnerfüllten Lebens nicht aufgeben wollen. Wer sich das Ideal eines geglückten Daseins durch keine Krisendiagnose ausreden lassen will, muss dafür gute Gründe haben. Diese lassen sich aber nur finden, wenn man dem Leben auf den Grund geht.

Für eine solche Grundlagenreflexion wird im Folgenden das Methoden- und Begriffsinstrumentarium einer philosophischen Existentialpragmatik zur Verfügung gestellt (II.). Die Frage, was es heißt, in der Welt zu sein und ein Leben angesichts vielfacher Begrenzungen führen zu müssen, wird hier mit einer Gründlichkeit gestellt, der Lebenskunstkonzepte meist ausweichen. Aber ohne ein Nachdenken über Grund und Grenzen des Daseins ist auf solche Konzepte wenig Verlass. Wer darauf verzichtet, die anthropologischen, rationalitäts- und handlungstheoretischen Parameter ethischer Lebenskönnerschaft zu rekonstruieren und dabei ihre gesellschaftlichen Bedingungen in den Blick zu nehmen, wird wenig ausrichten mit Ratschlägen, wie ein Mensch sich in den Nöten des Lebens behaupten kann. Es braucht dazu auch ein Wissen darüber, was es eigentlich heißt, als Mensch heute derart am Leben zu sein, dass es dabei vernünftig zugeht. Damit ist jedoch noch nicht gewährleistet, dass der Einsatz dieses Wissens zu einer Lebenspraxis führt, bei der alles gut geht.

Wenn das, was man vernünftig angeht, auch gut weitergehen soll, bedarf es des Zusammenspiels von Vernunft und Moral im konkreten Lebensvollzug. Lebenskönnerschaft lässt sich nicht von Generation zu Generation vererben. Sie muss je neu erworben wer-

den. Wie man die hierfür notwendige Intelligenz entwickelt und anwendet, ist das zentrale Thema der klassischen Tugendethik. An ihr Niveau der Problembearbeitung reichen moderne Lebenskonzepte bei weitem nicht heran. Sie verdecken aber diesen Mangel mit dem Gestus, die Enge des Rasonierens und Moralisierens überwunden zu haben. Will man sich dafür aber nicht neue Vagheiten in Sprache und Sache einhandeln, bedarf es einer doppelten Anstrengung. Es gilt, auf zeit- und sachgemäße Weise ethische Intelligenz und praktische Lebenskönnerschaft zu verknüpfen. Für diese Neuformatierung der Tugendethik wird ebenfalls ein existential-pragmatischer Zugang gewählt (III.).

Wenn das Vermögen, in und aus menschlichen Nöten jene Tugenden zu entwickeln, mit denen existenzielle Herausforderungen gemeistert werden können, von jedem Menschen neu zu erwerben ist, dann stellt sich Lebenskönnerschaft erst mit der Zeit ein. In der Moderne läuft dem Menschen jedoch die Zeit davon. Hier regiert der „kinetische Imperativ“. Angesichts befristeter Lebenszeit muss alles in der Welt immer schneller immer besser werden, damit das Leben für den Menschen in der Welt akzeptabel wird. Zugleich muss sich der Mensch beeilen, im Leben etwas vom Leben zu haben. Gerade eine befristete Lebenszeit nötigt dazu, nicht in den Tag hinein zu leben, sondern über den Tag hinaus zu planen. Aber wie weit soll diese zeitliche Orientierung gehen – auch über den eigenen letzten Tag hinaus? Warum soll man sich an Maßnahmen zur Daseinsoptimierung und Weltverbesserung beteiligen, wenn man nicht mehr zu jenen gehört, welche die Früchte eines solchen Einsatzes ernten? Der kinetische Imperativ hat dafür gesorgt, dass aus den Zeitsemantiken moderner Gesellschaften all jene Gehalte verschwunden sind, die Hoffnungen auf ein Ende der (Welt- und Lebens-)Zeit beschreiben, das nicht Abbruch, sondern Vollendung bedeutet. Sie finden sich nur noch in den Partituren eines religiösen Zukunftsverhältnisses. Die Tugend der Hoffnung entwirft dort das Modell einer Praxis, in der illusionslos die ernüchternden Umstände moralischen Handelns wahrgenommen werden und zugleich dagegen protestiert wird, aus diesen Widrigkeiten auf die Vergeblichkeit dieses Handelns zu schließen. Wer hofft, setzt „kontrafaktisch“ auf den guten Ausgang eines Tuns, dessen Gelingens-

bedingungen von den Umständen des Handelns her nicht einsichtig sind.

Religionskritiker wittern hier bereits den Konflikt mit einem Verständnis von Autonomie, wonach die Vernunft nicht zu Handlungen verleitet werden darf, die sich außerhalb der von ihr ermittelten Ermöglichungsbedingungen bewegen. Es kann aber durchaus sein, dass die Vernunft gerade um ihrer Rationalität und Moralität willen auf ein solches „Außerhalb“ Bezug nehmen muss. In welcher Weise hier ein Transzendenzbezug ins Spiel kommt, sucht eine existentialpragmatisch ansetzende „Ethico-Theologie“ (Immanuel Kant) zu ermitteln, für die Hoffnung kein Widerpart moralischer Autonomie, sondern ein Vollzugsmoment von Rationalität und Moralität darstellt (IV).

Zur Einübung einer erfolgreichen Praxis anzuleiten, ist Anspruch einer jeden guten Theorie. Zugleich kommt damit ihre Beschränkung in den Blick. Gute Theorien allein bewirken noch nichts Gutes. Es bedarf des richtigen Tuns – und des eigenen Zutuns. Gute Theorien erkennt man daran, dass sie in diesem Sinne unfertig sind. Darum steht auch am Anfang dieses Buches die Einschränkung: Es handelt sich um eine Theorie, der noch eine Zutat fehlt. Ohne intellektuelle Eigenbeteiligung bereits beim Lesen wird aus ihr nichts Ganzes werden. Und ohne eigenes Zutun bei ihrer praktischen Umsetzung wird aus ihr auch nichts Gutes werden.

Köln im Herbst 2013

Hans-Joachim Höhn

I. Zeitdiagnose: Das Leben gut sein lassen!?

„Mach’s gut!“ – Mit diesem Imperativ kann man den Gegenstand der Ethik durchaus treffend definieren. Hier geht es um ein gutes Tun und um gute Taten. Dennoch handelt es sich hierbei um einen ungenauen Imperativ. Er lässt nämlich offen, *was* denn gut zu machen ist. Sucht man nach einer präziseren Bestimmung, so ist zu hören: Es geht um das Leben. Gegenstand der Ethik und Inhalt ihrer Imperative ist das gute Leben. Allerdings versteht sich auch diese Auskunft nicht von selbst. Es ist keineswegs ausgemacht, dass sie als ethischer Satz verstanden wird. Was heute „gut leben“ heißt, kann auch auf die gänzlich unmoralisch gemeinte Frage bezogen werden, wie man gut durchs Leben kommt. Hierbei ist der grammatische Status des Begriffs „gut“ aufschlussreich. Aus einem Adjektiv – das „gute“ Leben – wird ein Adverb: wie man „gut“ lebt. Die adverbiale Fassung der Frage nach dem Guten ist leichter zu beantworten als die adjektivische: Gut durch’s Leben kommen, kann heißen: „Lass es Dir gut gehen, mach es Dir bequem, statt Dein Dasein mit Annehmlichkeiten aus! Sieh zu, dass Du auch unter ungünstigen Bedingungen das Bestmögliche aus Dir und Deinem Leben machst! Handle so, dass Du, wenn Du stirbst, sagen kannst, dass du das Maximum aus Deiner Lebenszeit herausgeholt hast!“

1. „Mach’s gut!“ Mit einem Imperativ leben

Das bestmögliche Leben wird in der Moderne gleichgesetzt mit einem Maximum. Aber die moderne Welt kennt kein Maximum. Sie steht im Zeichen eines kategorischen Komparativs: schneller, höher, weiter! Alles, was es in dieser Welt gibt, steht unter einem Verbesserung- und Optimierungsvorbehalt. Nichts ist so gut, dass es nicht noch besser werden könnte. Es gibt kein Optimum – selbst das Maximum ist kein Optimum. Denn optimal wäre nur jenes,

das keine Verbesserungen mehr zulässt. Aber dafür ist in der modernen Welt kein Platz. Modern sein heißt: Raum lassen und Platz machen für das Neue, Bessere.

Was nicht mehr optimierbar ist, hat bereits seine beste Zeit hinter sich. Es muss ersetzt werden durch etwas, das noch Qualitätssteigerungen zulässt. Für die Moderne ist jene Welt die beste aller möglichen, in der es möglich ist, stets mehr zu wollen und zu werden als zuvor. Wachstum, Fortschritt, Wandel, Innovation – sämtliche Leitbegriffe der Moderne folgen einer Logik der Steigerung.¹ Ihre Devise lautet nicht „Mach’s gut!“, sondern: „Mach’s besser!“ Das Bessere aber ist der Widerpart des Guten.

Darum fällt es auch viel leichter, moderne Antworten zu geben auf die Frage, wie ein besseres Leben aussieht, als zu sagen, was zu einem guten Leben gehört. An jedem Zeitungskiosk gibt es hierfür zahlreiche Angebote: „Schöner wohnen!“ – „Schöner essen!“ Diese Illustriertentitel zeigen, dass die Moderne auf die Fragen nach dem besseren Leben mit einem ästhetischen Imperativ reagiert: Besser wird’s, wenn’s schöner wird! Und damit man auf ein besseres, schöneres Leben nicht allzu lange warten muss, wird umgehend ein kinetischer Imperativ hinzugefügt: „Mach schneller mit der lebensverbessernden Daseinsverschönerung! Beeile Dich mit Verbesserungsverschönerungen!“² Deswegen scheint auch eine Schlüsselqualifikation des modernen Menschen darin zu liegen, dass er flexibel, mobil und beschleunigungsfähig ist. Er muss in der Lage sein, sich und den Dingen um ihn herum Beine zu machen, damit sie in Bewegung kommen – zum Besseren hin.³

Für die unterschiedlichen Bestimmungen eines guten Lebens ist damit jedoch kein gemeinsamer Fluchtpunkt gefunden. Denn die

¹ Vgl. G. SCHULZE, *Die beste aller Welten. Wohin bewegt sich die Gesellschaft im 21. Jahrhundert?*, Frankfurt 2004.

² Vgl. H.-J. HÖHN, „Beeil dich!“ Über die Beschleunigung des Lebens und die Befristung des Daseins, in: *Jahrbuch für Arbeit und Menschenwürde* 2 (2001) 13–22.

³ Vgl. H. ROSA, *Weltbeziehungen im Zeitalter der Beschleunigung. Umriss einer neuen Gesellschaftskritik*, Berlin 2012, 185–223. Allerdings können die erreichten Gewinne bald durch die Negativeffekte des Mobilmachungsdiktats entwertet werden. Siehe dazu F. HENGSBACH, *Die Zeit gehört uns. Widerstand gegen das Regime der Beschleunigung*, Frankfurt 2012.

Bewertungsstandards „gut“ und „besser“ sind vielfältig definierbar und einsetzbar. Die Bandbreite reicht von der funktionalen Eignung eines Mittels für das Bewirken von erwünschten Folgen (z. B. ein gutes Medikament für die Überwindung einer Krankheit) über die Bewertung einer Handlungsabsicht bzw. Motivation in Bezug auf ein Handlungsziel (z. B. ein guter Vorsatz, um sich ein Laster abzugewöhnen) bis hin zur Qualifizierung von Kompetenzen eines Handelnden (z. B. ein guter Arzt), der Art und Weise, eine Handlung zu vollziehen (z. B. guter Stil), oder zur Beschreibung der Qualität einer Handlungssituation im Ganzen (z. B. gute Atmosphäre). Für eine befriedigende Auskunft auf die Eingangsfrage reichen diese am Muster der Zweckmäßigkeit, Effizienz und Professionalität bzw. am Ideal ökonomisch-technischer und ästhetischer Optimierungsrationalität orientierten Auskünfte ohnehin nicht aus. So einfach lässt sich die adjektivische Fassung der Frage nach dem guten Leben nicht mit einer Antwort im Vorfeld der Ethik abgelenken.⁴

Außerdem sind mit der Unterscheidung einer adjektivischen und adverbialen Fassung des guten Lebens die Möglichkeiten der Grammatik noch nicht ausgeschöpft. Es besteht ja auch die Möglichkeit einer Nominalbestimmung des Guten. Dann könnte man vielleicht sogar behaupten: Es tut dem Menschen gut, wenn er das Gute tut! Letztlich ist es die Orientierung an einem „höchsten Gut“, das ein Leben gut werden lässt! Aber welches Gut dient als letzter Bezugspunkt und verdient tatsächlich für unübertrefflich, vollkommen, unbedingt und „ohne Wenn und Aber“ erstrebenswert gehalten zu werden?⁵

⁴ Zur Unterscheidung des moralischen und außermoralischen Gebrauchs des Wortes „gut“ siehe u. a. A. W. MÜLLER, Was taugt die Tugend? Elemente einer Ethik des guten Lebens, Stuttgart 1998, 73–100; A. PIEPER, Gut und böse, München ³2008.

⁵ Zum Ganzen siehe auch H. STEINFATH (Hg.), Was ist ein gutes Leben? Philosophische Reflexionen, Frankfurt 1998; DERS., Orientierung am Guten. Praktisches Überlegen und die Konstitution von Personen, Frankfurt 2001; A. PIEPER, Glückssache. Die Kunst, gut zu leben, Hamburg 2001; J. SZAIFF/M. LUTZ-BACHMANN (Hg.), Was ist das für den Menschen Gute?, Berlin/New York 2004; D. FENNER, Das gute Leben, Berlin/New York 2007; U. WESSELS, Das Gute. Wohlfahrt, hedonisches Glück und die Erfüllung von Wünschen, Frankfurt 2011; M. HOESCH u. a. (Hg.), Glück – Werte – Sinn. Metaethische,